

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 86.

Mittwoch, 14. April

1926.

### Die drei Brüder von Korff.

(2. Fortsetzung.)

Roman von D. von Sanstein.

(Nachdruck verboten.)

Warum wollen wir uns streiten? Du nennst deinen Besitz ein Mustergut? Nun, ich habe den Ehrgeiz, aus Schwachau ein modernes Mustergut nach meinen Idealen zu machen und — meinen Kameraden gegenüber mein Wort einzulösen."

Die blonde Edith war bisher stumme Zuhörerin gewesen, jetzt stand sie auf.

"Und ich?"

August streckte ihr die Hand entgegen.

"Du hast recht, mir zu zürnen. Dir hätte ich zuerst meine Pläne sagen sollen. Du wirst an meiner Seite stehen. Du wirst mit mir sehen, wie Schwachau wieder erblüht. Du wirst meine Kameradin sein. Und wie ich ihnen ein Vater sein will —"

Sie lachte hart auf.

"Ich bedaure, ich fühle mich zu jung und zudem wirklich nicht berufen, die Mutter von fünfzig Insulten — verzeih — Mitbesitzerin des Gutes zu spielen!"

"Edith?"

"Mir scheint, daß in der Zeit, die du unter den Wilden und in etwas gar zu naher Gemeinschaft mit diesen Männern verlebtest, sich unsere Anschauungen sehr weit voneinander entfernt haben."

"Du hast doch nicht im Ernst daran gedacht, daß ich dazu beitragen werde, deutsches Eigentum an Fremde zu verkaufen, um mir persönlichen Vorteil zu machen?"

Baron Viktor fuhr auf.

"Jetzt wirst er mir wohl noch Unredlichkeit vor, wenn ich ihm zu seinem Glück helfen will —"

"Komm, Vater, ich glaube, es ist besser, wir fahren jetzt heim."

August sah sie lange an.

"Heim? Damit meinst du das Gut meines Vaters? Ich hatte geglaubt, die Heimat einer Frau sei an der Seite ihres Gatten."

Edith hatte ein hartes Gesicht.

"Ich halte es für untunlich, solche Dinge jetzt und hier zu besprechen."

Baron Viktor war ruhig geworden.

"Du hast recht, Kind. August wird morgen zu uns kommen und einsehen —"

Auch August hatte ein hartes Gesicht.

"Morgen muß ich nach Berlin. In vier Tagen bin ich zurück. Edith, du weißt, wie es in meinem Herzen aussieht. Sobald das Haus wieder bewohnbar ist, werde ich kommen und dich holen."

"Wenn ich dann geneigt bin, mich deinen kindischen Launen zu fügen."

"Soll das heißen — nein, Edith, sprich es nicht aus, was dich reuen würde. Fahre jetzt mit deinem Vater und denke nach —"

Die alte Erzellenz weinte auf.

"Kinder! Kinder!"

Es war eine lange Pause, ein lastendes Schweigen, dann sagte der Baron:

"Liebe Schwester, meine Schuld ist es nicht, wenn deine Söhne meine wohlgemeinten Pläne verschmähen. Ich werde mich nicht wieder ausdrängen. Komm, Edith."

August trat auf diese zu und faßte ihre Hand, aber sie zog sie zurück:

"Laß mich —"

Da ließ er sie und sie ging hinter dem Vater hinaus. Niemand dachte daran, sie zu geleiten. Werner und Erich standen vor ihren Stühlen, August blickte zum Fenster hinaus, er sah, wie der Wagen vorfuhr, wie der Onkel und Edith einstiegen. Ihm war, als risse etwas in seinem Herzen, aber sein Gesicht blieb ruhig. Er war es gewohnt, seine Empfindungen zu beherrschen — Mutter und Bruder wußten, wie er litt. Vielleicht die Mutter am besten, denn sie hatte immer die Stunde gefürchtet, in der August erkennen würde, daß Edith die Tochter ihres Vaters war. Sie hatte immer im stillen über diese Ehe gebangt.

August strich mit der Hand über die Stirn, dann trat er zu den andern. Ganz leise legte er seinen Arm um die weinende alte Dame und sagte weich:

"Und du, Mütterchen? Du hast nichts, gar nichts gesagt?"

Da faßte sie seine Hand und sah ihre drei Söhne an. Es war feierlich, wie sie leise sagte:

"Ich bin stolz auf euch, meine lieben, lieben, armen, tapferen, braven Söhne, und wenn Vater noch lebte, er würde es auch sein!"

#### 2. Kapitel.

Es war ein schweigsamer Abend gewesen, nachdem der Baron mit seiner Tochter fortgefahren war. Die Generalin hatte nichts weiter gesprochen. Mit ihren leisen, stillen Schritten war sie hinüber gegangen in das Wohnzimmer, wo das Mädchen den Tisch deckte zum Abendessen. Zwei Kuverts lagen zuviel auf der Tafel und sie räumte sie nun selbst fort. Wie seltsam doch das war! Sie hatte weinen müssen, während ihr Bruder sprach und jetzt hatte sie ein leises Lächeln um ihren Mund. Mußte lächeln und hatte doch allen Grund, traurig zu sein, nun der Bruder im Zorn gegangen — der reiche Bruder und mit ihm — nein, jetzt wollte das Lächeln schwinden, jetzt kam wieder eine Kummerfalte um ihre Augen, als sie an Edith dachte.

Die alte Anne kam herein.

"Darf ich servieren?"

Verträumt sah die Erzellenz auf und in das Gesicht des Mädchens. Seit zwanzig Jahren war sie im Haus, war aus einem schmutzen, jungen Ding allmählich die alte Anne geworden, und da mußte die Generalin in dieser Stunde an einen andern Abend denken, den sie in Schwachau verbrachten. Damals war der General erst eben Oberst geworden und auf den Feldern standen die leichten Stoppeln, genau wie heute. Aber das Herrenhaus von Schwachau war voller fröhlicher Gäste. Die Taufe des kleinen Erich, und Anne, die junge dralle Anne, trug das Kind auf den Armen in den Saal, der zur Haustapelle hergerichtet war, und blinzelte dem Kutcher Heinrich verschämt und verliebt zu, der an diesem Tage mit bediente.

Und August und Werner, die beiden „großen“ Jungen von acht und zehn Jahren, standen neben der Mutter.

Da war auch ihr Bruder Viktor zum erstenmal wieder im Haus, und an dem Tage hatte ihr Gatte ihm noch einmal die Schulden bezahlt, wie so oft. An dem Abend auch



seine er die letzte Zeitweilne Dalmier zum erstenmal  
kennen, die Tochter des alten Dalmier auf Geran. —

War das der Höhepunkt gewesen? Die erste, die weinen mußte, das war die Anne, als schon am nächsten Tage der Rutscher Heinrich mit dem Jagdwagen verunglückte und sie ihn tot heimbrachten. Es ist ein schweigender Schlag da oben im Osten, und auch die Anne machte nicht viel Wesens, aber sie blieb nun im Hause und sah keinen von den andern Burschen mehr an. So wurde sie langsam die „alte“ Anne und erlebte das Schicksal des Hauses. Erlebte es, wie aus dem Oberst von Korff der General wurde, erlebte es, wie der große Bankrott kam und das Vermögen verloren wurde, wie der General schweren Herzens die größere Hälfte des alten Stammgutes an den Emporkömmling Vermählen verkaufen mußte, wie dann die Krankheit kam und der Tod, und wie endlich die drei Söhne hinausjogen in den Weltkrieg. Damals zog die Generalin in das kleine Witwenhäuschen, draußen, im entlegenen Vorwerk und nahm niemand mit als die Anne, weil ja die Männer doch alle fort mußten, und wollte das Gut während des Krieges in Pacht geben, aber es kam nicht dazu. Dafür kam es zu furchtbaren Wochen, in denen die Russen drüben in dem Gute hausten, und kam zu einer Nacht, in der sie den Feuerchein vom Herrenhause leuchten sah.

Damals waren nur wenige in der Gegend. Die meisten waren geflohen, nur die beiden Frauen in dem kleinen Häuschen nicht.

Wie schnell doch der Mensch denkt! Das alles flog der Generalin durch den Kopf wie die Bilder eines Films, während die Anne wartend in der Tür stand.

Wie wohl tat es der Exzellenz, daß sie jetzt niemand im Hause hatte als die Anne und daß diese ein so ruhiges, stilles Gesicht machte, auf dem nichts zu lesen stand, daß sie es gesehen hatte, daß des ältesten Sohnes junge Frau fortfuhr, ohne daß der Gatte ihr das Geleit zum Wagen gab.

„Darf ich anrichten?“

Anne wiederholte in ihrer ruhigen Weise und die Generalin erwachte aus ihren Gedanken.

„Gewiß, Anne.“

Da war auch schon wieder das Lächeln um den kleinen feinen geschnittenen Mund und das Glücksgefühl im Herzen. Im Nebenzimmer saßen ja ihre Jungen! Ihre drei großen Söhne, und zum erstenmal wieder sollten sie an der Mutter einsamen Tisch sitzen. Schnell trat sie an die Base, in der die Herbstblumen blühten, nahm sie heraus und legte sie um die Teller und auf das Tischtuch, während die Anne die Tassen mit der Brühre brachte und dann den Gänsebraten hereintrug.

Die Gans, die sie gemästet hatte für das erste Mahl mit den Söhnen. — Tat nichts, daß es die einzige war! Tat nichts, daß die Flasche Wein aus dem Keller die letzte war.

Sie trat in das Nebenzimmer.

„Jungens! Zum Essen!“

Es war selbstverständlich, daß ihr August den Arm bot und sie zu Tisch führte, und nun saßen sie beisammen.

Wieder stillsam — — jetzt war es fast wie Freude in ihr, daß Viktor und Edith gefahren waren. Daß sie allein war mit ihren Söhnen.

Trotzdem ein schweigendes Mahl. Sie hatten nicht viel Worte, die drei, und der baltische Einschlag im Blut machte sie nicht redseliger, aber sie aßen mit gutem Appetit — — auch August, der Älteste. Sie waren eine gesunde Rasse, der auch trübe Gedanken den Hunger nicht verschlugen. Sie nahmen, was ihnen die Mutter zulegte, und dankten mit kurzen, warmen Blicken, August füllte den Wein in die Gläser, und sie tranken der Mutter zu.

Und während sie stumm um deren Tisch saßen und aßen, die Gans völlig verschwand, und was sie sonst ihnen bot, war es ihr, als wären unzählige gute, liebe Worte gesprochen, nur daß es nicht mit den Lippen geschah, sondern mit den Augen und mit den tapferen, treuen Herzen.

Und da schwand aus ihr der Kummer um die Zukunft und sie wußte, daß die drei da das Leben meistern würden.

Dann standen sie auf und küßten der Mutter Hand und Wangen, wie sie es gewohnt waren, und gingen wieder in das andere Zimmer.

„Wann wollt ihr fahren?“

Sie hatten auch miteinander nicht gesprochen, und doch antwortete August für sie alle:

„Morgen mit dem Frühzug.“

„Dann wollen wir früh schlafen gehen.“

Sie rauchten noch ihre Zigarre, während die Generalin das Obst schälte, dann brachen sie auf. Die Mutter hielt August zurück, und die beiden anderen verstanden, aber sie taten, als sähen sie es nicht und gingen hinaus. Dann nahm sie seine Hand.

„Wie wird es mit Edith?“

August sah sie an.

„Natürlich gut, Mutter.“

Die Generalin seufzte.

„Sie hat mich ja lieb. Denke dir, sie war jetzt Jahre bei ihrem Vater. Sie weiß ja nicht, was ich will. Sie kennt die Männer nicht, die ich bringe. Sie wird sehen, wie Schwedchau aufersteht und — — sie mußte nicht Edith sein — — meine Edith, wenn sie nicht käme.“

„Wäre es nicht besser gewesen, du hättest noch mit ihr gesprochen?“

„Nein, Mutter, denn jetzt ist sie sich selbst noch nicht klar.“

„Und — — wenn sie nicht kommt?“

August sah sie voll an.

„Dann muß ich auch das tragen — — dann hätte ich mich in ihrer Liebe geirrt.“

„Mein Junge!“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, Mutter, ich weiß, daß sie kommt. Ich will es wissen. Ich will diese Gewißheit mit mir nehmen. Hätte ich jetzt mit ihr gesprochen, es hätte den Riß erweitert. Sie findet von selbst den Weg! Gute Nacht, Mutter, schlaf wohl.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Wolke.

Von Wilhelm Scharrelmann.

War es der Wind oder war es die Sonne? Aber weiche, linde Hände müssen es gewesen sein, die sie formten, daß sie wie eine Blüte auf unbewegtem Wasser im Blau des Himmels schwimmt. Und der Wind nimmt sie und trägt sie über die Wiesen und grünen Seen hin, und es ist, als wären sie bei all dem Glanz, mit dem der Morgen sie überzieht, noch in dem Schlummer der ersten Frühe versunken und lächle nur leise zu der Schönheit des Morgens und der traumhaft stillen Fahrt, die der Wind mit ihr angetreten hat. Stundenlang segelt sie so, weiß nicht, wohin ihre Fahrt geht und streckt sich nur wohligh unter dem flutenden Licht und lächelt auf die stillen Wälder und die saftgrünen Wiesen herab, als wären sie aus der Sehnsucht der Erde nach dem reinen Glanz der Höhe geboren, aller Schwere enthoben und so verklärt und rein wie die kristallene Bläue über ihr.

Nun segelt sie über ein Dorf hin, das klein wie ein Kinderpielzeug unter ihr liegt, und die Gänse schnattern zu ihr empor, als habe sie mit ihrem schimmernden Weiß ihres Kleides ihren Reiz erweckt. Jenseits des Dorfes steht das Korn in Hocken, die so regelmäßig aufgestellt sind, wie Steine auf einem Damenbrett. Und zwei Kinder sind da, klein wie Puppen. Die sitzen an einem Feldrain und gucken in den Himmel, und das eine ruft dem anderen zu: „Guck doch, ein Pferd!“

„Nein, ein Hund!“ jauchzt das andere.

Sie meinen die Wolke. Wirklich, sie hat einen Kopf bekommen und ein paar Beine, als springe sie durch die Luft wie ein Hund auf der Jagd. Und die Kinder lachen zu ihr empor und winken und rufen. Aber der Wind treibt sie weiter. Über niedrige Berge trägt er sie hin und dunkle Fichtenwälder. Und dann ist die Ebene wieder da, unendlich in ihrer Weite, gelassen und groß.

Da gesellt sich ein Wandergenosse zu ihr. Ein wenig größer ist er wie sie und ein wenig dunkler in der Farbe, aber mit silbernen Rändern und einem Paar Flügel, die in den Himmel zu greifen scheinen, so nahe kommen sie sich, daß sie einander fast berühren. Aber der Wind duldet es nicht und reißt sie wieder auseinander und kümmert sich nicht darum, daß sie zueinander streben wie ein paar Liebende. Nun überqueren sie einen Strom, und ein Wald von Schiffsmasten ragt unter ihnen auf. Lustige Wimpel flattern daran und grüßen zu ihnen empor, als winkten sie den beiden da oben ein Fahrwohl! hinauf zu ihrer Reise.

Dann kommt das Meer, und die Wogen rollen unter ihnen dahin, als wollten sie sagen: Wir kommen noch



weiter her als ihr. Wart ihr an den Polen der Erde?  
Habt ihr Eisberge gesehen wie wir?

Aber die Wolken hören die Sprache der Wellen nicht. Eine heimliche Sehnacht erfüllt sie, zusammen zu kommen, sich die Hände zu reichen, sich aneinander zu schmiegen und ineinander aufzugehen in der satternden Weite des schweigenden Himmels, der über ihnen steht.

Aber von neuem reißt der Wind sie auseinander, als wolle er sie dafür strafen, daß sie einsam ihres Weges glichen und sich von ihren Gefährten gesondert haben, die schon am Morgen, wie Vögel auf ihren Schwingen, über das Meer hingen und längst im Westen verschwanden. Aber dann verliert der Wind seine Lust am Spiel und fährt dahin, und läßt sie im Schein der Sonne stehen, so unbeweglich wie Verlassene auf einsamen Inseln.

Aber dafür erfüllt die Sonne sie am Abend mit der ganzen Glut ihres scheidenden Lichtes, daß ihre Sehnacht wächst und glühend schwillt. Und mit der Sehnacht wächst auch ihre Kraft, wächst ihre Größe. Sie reden sich leise wie junge Riesen, dumpf und wie in Träumen. Selbst nun die Hälfte des Himmels ist nun nicht mehr weit genug für sie.

Aber noch ist der Raum zwischen ihnen zu weit, als daß sie sich berühren könnten. Reglos stehen sie und wie gebannt, wie trunken eine von der anderen Nähe.

Da schiebt sich fern im tiefsten Süden eine Wolkenbank herauf. Es ist, als hätte ihr Fuß im Grenzenlosen nun einen Halt gefunden, daß sie sich ungestümmer zueinander reden können, und ein Erschauern geht durch ihre reine Kühle. Ein erstes Händereichen nun — ein Ruben Brust an Brust. Eine flammende Röte steigt über ihre Ränder, läßt ihre Wangen, Brust und Leib in Liebe erglühen.

Die Sonne sinkt. Mit tiefem Dunkel kommt die Nacht. Dampf unter ihnen rauscht das Meer. Da springt im Westen ein Himmelsries, der Sturm aus Wolkenbergen auf, daß er sie wieder voneinander reiße, die eine hier, die

andere dorthin treibe. Doch stärker als der Sturm ist ihr Verlangen leht, und seine Kraft drängt ihre Leiber nur dichter aneinander, daß eine wild die andere preßt und an sich reißt, und sie zusammen darüber in die Knie brechen. Und nun sie auf die Bank von Wolken sinken die der Abend ihnen schuf, zuckt Blitz auf Blitz von einer in die andere, indes wie Liebeschrei aus Wolfenkehlen, die Donner durch die Lüfte dröhnen, bis aus der einen, die von Norden kam, wie Liebeslegen der Regen rauschend niederbricht.

Sie ruhen noch vereint, erschöpft und still, als milde und gelassen die Nacht die Schleier wieder von den Sternen nimmt und sankt wie Lampenschein das Licht der Sterne kimmernd auf das Bett der Wolken niederleitet.

Nach Stunden erst löst eine still sich von der anderen, und die von Süden kam, greift lächelnd nach der Silberspanne des späten Mondes, sie der anderen in das verwirrte Haar zu pressen, indes die nördliche, schon wieder ganz in sich verloren, mit den Sternen spielt.

## Gedanken über Mann und Weib.

Die in der Brautzeit am eifrigsten seelisch und geistig Toilette gemacht haben, pflegen in der Ehe am ungünstigsten das lästige Festkleid abzuwerfen.

Wenn man von einem Menschen sagt: „Er hat sein Leben genossen“, so heißt es oft genug: „Er hat sein Leben verdorben.“

Wenn Eheleute anfangen, ihre „Rechte“ gegeneinander abzuwägen und auszuspielen, dann sind die Flitterwochen unwiderruflich und für immer vorüber.

Sise Franke.

## Alt-Nassau

### Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Von Adolf Unzer.

VII.<sup>1)</sup>

Wir haben schon, wie wenig eilig Christian Ludwig Wigeltius es hatte, dem Vater Bericht zu erstatten; ein gewisser Zwang, der in Idstein auf der Schule zu regelmäßigem Schreiben irgendwie wirksam gewesen sein mag, fiel auf der Universität fort, aber . . . Daß dreiwöchige Pausen im Briefwechsel eines der Schule und dem Elternhaus entwachsenen Sohnes mit dem Vater doch etwas lang seien, empfand Ludwig selber und sein Brief vom 25. Nov. trägt die Nachschrift: „Sie könnten ein wenig unwillig über mich sein, daß ich meine Antwort so lang versparet habe, ich also nächstens wieder schreiben (werde), um diesen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen.“

Der alte Herr in Wiesbaden war nun aber nicht nur „ein wenig unwillig“, sondern vielmehr recht böse auf den schreibfaulen Sohn und schrieb ihm am 19. November einen wohl recht deutlichen Brief, der es offenbar auch als ganz ungebührlich rügte, daß Ludwig sich für den Dank an Präsident v. Kruse so viel Zeit nahm; da es für sein Verhalten schlechterdings keine annehmbare Entschuldigung gab, blieb ihm nichts übrig, als den Vater um Verzeihung zu bitten mit der Versicherung, daß er seinen Fehler bekenne und bereue.

Eine sehr erfreuliche Nachricht erhielt Ludwig als Einlage zu dem Briefe des Vaters, nämlich ein Schreiben, worin der Pphofitus in Wiesbaden, Dr. Georg Philipp Naß, ihm seine Verlobung mit der ältesten Schwester Auguste anzeigte. Die Nachricht kam Ludwig, wie er schreibt, ziemlich überraschend, war ihm aber gewiß sehr willkommen, denn zwischen ihm und dem etwa sieben Jahre älteren Verlobten der Schwester scheint schon längere Zeit ein enges Freundschaftsverhältnis bestanden zu haben; wenige Tage vor Ludwigs Weggang vom Elternhaus hatte Naß ihm ins Stammbuch folgende Zeilen geschrieben: „Die sanfteste Freude rede stets aus Deinen Lippen, munterer Scherz — Durchwandle stets in Dir ein für die Jugend ofnes Herz.“

Seinen Glückwunsch an den Vater klebete Ludwig in

folgende Worte: „Ihnen gratuliere ich jetzt zuerst, daß Sie die Freude erlebt haben, meine Schwester mit einem rechtschaffenen Manne verlobt zu sehen, und wünsche, daß Sie in Zukunft immer mehr Vergnügen an dieser Verbindung erleben mögen.“ Sonst enthält der Brief noch die Bemerkung, daß es in Gießen eben recht lustig hergehe; alle Sonntag sei Konzert von Musikanten aus Weblar, wofür 30 Kreuzer Eintrittsgeld erhoben werde. Dieselben Musikanten spielen dann wohl auch zum Ball, der von November bis Februar — also wohl bis Fastnacht — an jedem Montag stattfindet; für diese Bälle insgesamt kostet der Eintritt 7½ Gulden. Sie finden in dem Saal des Majors Schmaltalder statt, der auch die Verpflegung dabei liefert, für die natürlich besonders bezahlt werden muß. — Was unser Studiosus mit dieser Mitteilung bezweckte, läßt sich vielleicht erraten, zumal er hinzufügt: „Wenn man in Gießen eine vergnügte Stunde haben will, so muß man sie theuer bezahlen.“ Er verzichtet also auf diese Vergnügungen und sucht seine Unterhaltung beim Studium des römischen Rechts. Vielleicht hat ihm auch sein Vater geraten, er möge seine Kenntnis des Pantalon-Spiels in dem Konzertsaal zur Geltung bringen, denn er schreibt, das sei nicht angängig, denn nur ganz selten trete jemand auf, der dies Instrument spiele, und das sei dann ein wirklicher Meister, was er doch von sich nicht behaupten könne. Trotzdem werde er sich bemühen, in Privatkreisen vorzuspielen, wozu ihm der früher schon genannte Vetter Sell, der sehr musikalisch war und die Flöte blies, behilflich sein konnte. Es boten sich immer noch Gelegenheiten zu privatem gesellschaftlichem Verkehr, denn er hatte noch keineswegs alle Besuche gemacht, die zu machen der Vater ihm anempfohlen hatte. So war er noch nicht beim Polizeirat Naß gewesen, und zum Conditus Krug zog es ihn gar nicht hin, denn dessen Sohn stand als Duellant nicht gerade in gutem Ruf und eine kürzlich stattgehabte Menzur mit einem anderen Studenten drohte ihn in Konflikt mit den akademischen Behörden zu bringen. Wohl aber besuchte er den Polizeirat Basser, offenbar einen Studienfreund seines Vaters, mit dem dieser auf Du und Du stand.<sup>2)</sup> Basser hatte am 30. November, also vor dem Be-

<sup>1)</sup> Nr. VI. ist abgedruckt in der Unterhaltungsbeilage Nr. 64 vom 17. März.

<sup>2)</sup> Bei dem 1710 in Gießen geborenen, 1750 verstorbenen ordentlichen Professor der Rechte Johann Christoph Basser hatte Regierungsrat Wigeltius zwischen 1747 und 1750 juristische Vorlesungen gehört. Vielleicht war der Polizeirat dessen Sohn.



fuch des Studenten Biagiellus, wahrscheinlich auf Anfrage des alten Herrn, diesem folgende Auskunft erteilt: „Wohlgeborener Herr Regierungs Rath, Hochzuverehrender Herr Vater! Es gereicht mir selbst zu besonderem Vergnügen, daß ich Ihrem Herrn Sohn ein gutes Zeugnis belegen kann. Ich weiß zuverlässig, daß Er die Collegia fleißig frequentirt, und daß Er auch zu Hause fleißig ist, schlüßte ich daraus, weil Er wenig ausgeht und täglich frühe um 6 Uhr schon aus dem Bette aufsteht. Seine Gesellschaft sind die besten, so zu Ihm mit Ihm frequentirt haben. Wie nun die Conduite dieser beschaffen, weiß ich so eigentlich nicht, weil ich noch keine Gelegenheit gehabt habe, mich darum genau zu erkundigen. Da Dein Herr Sohn das akademische Leben so gut angefangen hat, und dem Ansehen nach Geschmad am Studiren findet, so hoffe ich auch, daß es continuiren wird.“

Wer der Nachbar ist, der bei Regierungsrat Sendenberg wohnt und dessen Bekanntschaft zu machen der Vater empfohlen hatte, läßt sich aus den Briefen nicht erleben. Entweder hat unser Student seinen Umgang nicht gesucht oder der andere hat eine Annäherung nicht erwidert; es heißt von ihm: „Er scheint mir auch eben nicht viel Artigkeit zu haben; er studiret Theologie.“

Offenbar um nicht allzu häufig schreiben zu müssen, hatte Biagiellus beabsichtigt, dem Vater alle drei Wochen eine Art Tagebuch zu schicken von dem, was ihm Merkwürdiges begegnet sei. Allein ich fürchte sehr, es mögte gar zu klein werden, da ich alle Tage einerley Gegenstände vor mir habe. Aber Weihnachten ist Ludwig in Gießen geblieben; die Universitätsferien und die Feiertage waren ja dazu da, den Hausfleh in Kraft treten zu lassen in den Wissenschaften und Fertigkeiten, für die sonst zu wenig Zeit zur Verfügung stand. So mußte er denn auch einen Weihnachtsbrief schreiben, den er praktisch gleich mit dem Neujahrsglückwunsch verband; um zu zeigen, daß er seine französischen Kenntnisse nicht eintrösten ließ, schrieb er den Brief auf französisch. Er dankt in ganz gewandten Sätzen und gewählten Worten Gott dafür, daß der teure Vater ihm erhalten geblieben ist und bittet, daß er noch lange Jahre seiner Familie erhalten bleiben möge. — Der Vater aber möge ihm weiter seine väterliche Gefinnung zeigen, er selber werde sein Möglichstes tun, um sich der Güte des Vaters würdig zu erweisen. Zum Schluss fügte er gute Wünsche für die Gesundheit seines kleinen Bruders Fritz<sup>\*)</sup> an, die wiederholt zu ersten Bedenken Anlaß gegeben zu haben scheint. Wie schon erwähnt, sind die Briefe des Vaters an den Sohn aus der Giesener Studienzeit nicht vorhanden; aus der Antwort des Sohnes vom 21. Januar 1784 erfahren wir etwas von dem Inhalt dieses väterlichen Neujahrsbriefes. Es hatte u. a. darin gestanden, daß der Studiosus sich einen Conventionsstaler (gleich 2 fl. 24 Kreuzer = 4 M. 10 Pf.) als Neujahrsgeschenk in Rechnung stellen solle. Zufällig ist uns das Haushaltsbuch des Regierungsrats Biagiellus aus den Monaten Januar bis April 1784 erhalten, in das er alle Ausgaben gewissenhaft eingetragen hat; es ist nicht ohne Interesse, in Anknüpfung an die durch das Studium des Sohnes in Gießen verursachten Ausgaben dieses Buch einmal etwas näher anzusehen. Es ist kein eigentliches Buch, sondern nach Art der heutigen Schulhefte aus kräftigen, unkniterten, einmal gefalteten Follblätter bestehend und mit Zwirn zusammengeheftet. Am Kopf des ersten Blattes lesen wir die Worte: „Barmherziger Gott, auch in diesem neu angetretenen Jahr sey und bleibe mit Deinem milden Segen bey mir und denen meinigen; so wollen wir Deine Güte preisen in heiliger Furcht!“

Die erste Eintragung, am 1. Jannarius, lautet:

Einer jeden meiner 4 älteren Töchter 1 Conventionsstaler = 9 fl. 36 kr.  
Denen zwei kleinen, und dem Fritz zusammen 1 fl. 12 kr.  
Denen 2 Mägden u. Bedienten  $\frac{1}{4}$  fl. . . . . 1 fl. 30 kr.  
Denen beiden Cantley Dienern à 36 kr. . . . . 1 fl. 12 kr.

Bei dem Neujahrsgeschenk für die Kinder ist zu berücksichtigen, daß sie schon zu Weihnachten ein ansehnliches Geldgeschenk — ansehnlich für jene Zeit — vom Vater erhalten hatten; Weihnachten 1785 betrug es für die vier älteren Töchter je 2 Raubtaler oder 5 fl. 30 kr. Was an Wäsche oder sonstigen Gebrauchsgegenständen zum Weihnachtsfest geschenkt wurde, ist wahrscheinlich aus der Haushaltskasse der Mutter bezahlt worden; das väterliche Ausgabenverzeichnis des nächsten Jahres enthält sonst nur die Notiz unterm 25. Dezember 1785: „Der Auguste 6 Pf.“

\*) Heinrich Friedrich Biagiellus, das 14. und letzte Kind aus der Ehe des Regierungsrats B. mit Marie Christiane Thilemann, geb. 26. November 1781, gest. 1. Juni 1856 als nassauischer Rechnungssammerpräsident; sein letzter Nachkomme, Frh. Aloise Biagiellus, ist 4. Januar 1926 gestorben.

Sant.“ In die Haushaltskasse wurden vom 7. Januar bis 8. April 1784 gegeben 131 Gulden, kein großer Betrag, wenn man bedenkt, daß Eltern, 7 Kinder — darunter mehrere erwachsene Töchter —, 2 Mäde und 1 Diener daraus versorgt und zum Teil gelohnt wurden. Freilich wurde das Brot wohl im Hause gebacken, denn am 17. März 1784 wurden für 6 Malter Korn von 1783 22 fl. und für  $2\frac{1}{2}$  Malter Gerste „in die Haushaltskasse“ 6 fl. 40 kr. bezahlt; ebenso zahlte der Familienvater Holz, Wein und die Kosten der Handwerker, die Ausbesserungsarbeiten am Haus oder an den Möbeln vornahmen. Allerlei Ausgaben verursachte die Ausstattung der verlobten ältesten Tochter Auguste; für den Trauring spendete der Vater einen alten Louisdor im Werte von 9 Gulden; der Silberschmied Cron, der aus dem Gold dieser Münze den Ring herstellte, erhielt vor die facon 1 fl. 34 kr. In einzelnen Posten wurde für die lunge Haushaltskasse Binnengeschäft gekauft, Lieferant war der Jüngerer Schudard, der einmal für 6 Suppenteller und 6 flache Teller im Gesamtgewicht von 12 Pfd. zusammen 4 fl. 48 kr., also 24 kr. je Pfund, erhielt. Dem Schreiner (?) Kohlberg wurden für 1 Kommode, 1 Kanapee- und 6 Stuhlgestelle 39 fl. entrichtet, für das „Beschlagen“ der Stühle erhielt Sattler Erkel 9 fl. 28 kr. Bei der Hochzeit der Auguste mit Dr. Naßr am 25. Februar 1784 erhielt das junge Paar von den Eltern Biagiellus als „Haussteuer“ abermals 1 Dubend zinnerne Teller und 8 Schlüssel; möglicherweise bezieht sich auch die Weinrechnung von Hofkammeratt Habel<sup>\*)</sup> vom 25. März über 8 Flaschen Burgunder zu 40 kr. und 4 Flaschen Nieder-Ingelheimer Rotwein zu 21 kr. auf jenes Hochzeitsfest.

\*) Der Vater des 1792 zu Oranienstein geborenen Archivars und nassauischen Geschichtsforschers Friedrich Gustav Habel.

\*\*\*\*\*

## 25 Jahre Naturbeobachtung eines alten Nassauers.

In den vergilbten Tagebuchblättern eines Landmanns aus dem östlichen Teile Nassaus fanden wir folgende Wetternotizen: Das Jahr 1768 ist ein sehr nasses Jahr gewesen, ebenso das Jahr 1769. 1770 hatten wir Wetter mit viel Regen, daß man den Hafer nicht rechtzeitig säen konnte. Die Schafe sind am 27. April das erstemal in den Pferd gegangen. Es ist großer Mangel an Nahrung gewesen für Menschen und Vieh. Das Heu ist um den Jakobstag gemäht und das Korn um Bartholomäi geschnitten worden. Der Herbst war gut. Es folgte ein Winter mit viel Schnee. 1771 lag auf Oftern noch tiefer Schnee und des Nachts hat es gefroren. Es gab einen nassen Sommer. Die Frucht ist sehr teuer gewesen, daß arme Leute Hafer gekauft haben und zu Mehl mahlen ließen. 1772 und 1773 herrschte eine große Viehleuche. Viele Tiere starben. 1773, den 17. Junius, ist ein Gewitter aufgestiegen bei warmem Wetter, daß von den dicken Eiskiesel alle Frucht zerklüftet wurde. 1775 ist ein trockenes Frühjahr gewesen. Da hat es wenig Korn gegeben, auch wenig Gras und Grummet. 1776 ist ein dürerer Sommer gewesen bis Johannistag. Da gab es wenig Heu, aber viel Korn und Mehl, Grummet und Gemüse. Auf diesen Herbst folgte ein langer Winter mit viel Schnee. 1777 hatten wir fast bis Johanni. Der Sommer war trocken. Es ist alles langsam zeitig geworden. 1780 ist in den zwei ersten Monaten der Schnee gar nicht abgegangen. Oftern, auf den 26. März, hatte man noch keinen Hafer gesät. Es gab wenig Sommerfrucht, wenig Kartoffeln und wenig Kraut. 1781 ist viel Korn erfroren, zehn Tage vor Pfingsten. 1782 herrschte ein nassalter Winter. Pfingsten war noch kein Gras auf den Wiesen. 1783 ist ein ungemein Jahr gewesen mit Witterung, auch in Krankheiten und in Erdbeben. Der Sommer war sehr warm und sehr trocken. Die Sommerfrucht war an vielen Orten verrotten. Viele Krankheiten traten auf. In Italien waren große Erdbeben. Um den Johannistag fing die Sonne bei hellem Wetter an, finster zu werden. Es war schrecklich zu sehen. 1784 war Oftern noch Eis da. Es verdarb viel Sommerfrucht. 1785 ist das Korn um Bartholomäi geschnitten worden. 1786 gab es den ganzen Sommer hindurch kaum acht warme Tage, auch der Herbst war naß und kalt. Das Rindvieh hatte den Jungentrieb. 1787 war ein gutes Fruchtjahr. Bis Weihnachten gab es kein Frost. 1788 brachte ein gutes Frühjahr. Korn gab es viel, aber es war leicht. 1789 richtete im Mai ein Gewitter mit Hagelschlag in vielen Orten Schaden an. 1790 gab es wenig Obst. 1791 war ein warmer Winter. 1792 ein nasses Jahr. 1793 erfor das meiste Korn in der Erde. In dem dürren Sommer verdarb das Getreide. 1794 herrschte eine große Teuerung an Frucht und allem. =